

Feuilleton

Schulgeschichten.

Ein Kapitel aus Heines „Buch le Grand“.

Von der deutschen Sprache begriff ich viel mehr, und die ist doch garnicht so kinderleicht. Denn wir armen Deutschen, die wir schon mit Einquartierungen, Militärpflichten, Kopfsteuern und tausenderlei Abgaben geplagt sind, wir haben uns noch obendrein den Adelung aufgeschaukelt und quälten uns einander mit dem Akkusativ und Dativ. Viel deutsche Sprache lernte ich vom alten Rektor Schallmeier, einem braven geistlichen Herrn, der sich meiner von Kind auf annahm. Aber ich lernte auch etwas dertart von dem Professor Schramm, einem Manne, der ein Buch über den ewigen Frieden geschrieben hat, und in dessen Klasse sich meine Mitbüben am meisten raufen.

Während ich in einem Zuge fortschrieb und allerlei dabei dachte, habe ich mich unversehens in die alten Schulgeschichten hineingeschwaht, und ich ergreife diese Gelegenheit, um Ihnen zu zeigen, Madame, wie es nicht meine Schuld war, wenn ich von der Geographie so wenig lernte, daß ich mich späterhin nicht in der Welt zurechtzufinden wußte. Damals hatten namentlich die Franzosen alle Grenzen verrückt, alle Tage wurden die Länder neu illuminiert, die sonst blau gewesen, wurden jetzt plötzlich grün, manche wurden sogar blutrot, die bestimmten Lehrbuchseelen wurden so sehr vertauscht und vermischt, daß kein Teufel sie mehr erkennen konnte, die Landesprodukte änderten sich ebenfalls, Zichorien und Runkelrüben wuchsen jetzt, wo sonst nur Hasen und hinterherlaufende Landjunker zu sehen waren, auch die Charaktere der Völker änderten sich, die Deutschen wurden gelenkig, die Franzosen machten keine Komplimente mehr, die Engländer warfen das Geld nicht mehr zum Fenster hinaus, und die Venezianer waren nicht schlau genug, unter den Fürsten gab es viel Avancement, die alten Könige bekamen neue Uniformen, neue Königtümer wurden gebaden und hatten Absatz wie frische Semmeln, manche Potentaten hingegen wurden von Haus und Hof gejagt, und mußten auf andere Art ihr Brot verdienen suchen, und einige legten sich daher früh auf ein Handwerk, und machten z. B. Sigellack oder — Madame, diese Periode hat endlich ein Ende, der Atem wollte mir ausgehen — kurz und gut, in solchen Zeiten kann man es in der Geographie weit bringen.

Da hat man es doch besser in der Naturgeschichte, da können nicht so viele Veränderungen vorgehen, und da gibt es bestimmte Kupferstiche von Affen, Känguruhs, Zebras, Nashorne usw. Weil mir solche Bilder im Gedächtnis blieben, geschah es in der Folge sehr oft, daß mir manche Menschen beim ersten Anblick gleich wie alte Bekannte vorkamen.

Auch in der Mythologie ging es gut. Ich hatte meine liebe Freude an dem Göttergefindel, das so lustig nackt die Welt regierte. Ich glaube nicht, daß jemals ein Schulknabe im alten Rom die Hauptartikel seines Katechismus, z. B. die Liebchaften der Venus, besser auswendig gelernt hat, als ich. Aufrichtig gestanden, da wir doch einmal die alten Götter auswendig lernen mußten, so hätten wir sie auch behalten sollen, und wir haben vielleicht nicht viel Vorteil bei unserer neorömischen Dreigötterei, oder gar bei unserer jüdischen Eingöbentum. Vielleicht war jene Mythologie im Grunde nicht so unmoralisch, wie man sie verächren hat; es ist z. B. ein sehr anständiger Gedanke des Homer, daß er jener vielgeliebten Venus einen Gemahl zur Seite gab.

Am allerbesten aber erging es mir in der französischen Klasse des Abbe d'Auluoi, eines emigrierten Franzosen, der eine Menge

Grammatiken geschrieben und eine rote Ferrorücke trug, und gar pfißig umhersprang, wenn er seine Art poetique und seine Histoire allemande vortrug. — Er war im ganzen Gymnasium der einzige, welcher deutsche Geschichte lehrte. Indessen auch das Französische hat seine Schwierigkeiten, und zur Erlernung desselben gehört viel Einquartierung, viel Getrommel, viel apprendre par coeur (auswendig lernen) und vor allem darf man keine Bete allemande sein. Da gab es manches saure Wort. Ich erinnere mich noch so gut, als wäre es erst gestern geschehen, daß ich durch la religion viel Unannehmlichkeiten erfahren. Wohl sechsmal erging an mich die Frage: „Henri, wie heißt der Glaube auf Französisch?“ Und sechsmal, und immer antwortete ich: „das heißt le credit“. Und beim siebentennmale, kirschbraun im Gesichte, rief der wütende Examinator: „Er heißt la religion“ — und es regnete Prügel und alle Kameraden lachten. Madam! seit der Zeit kann ich das Wort Religion nicht erwähnen hören, ohne daß mein Rücken blaß vor Schrecken, und meine Wangen rot vor Scham wird. Und ehrlich gestanden, le credit hat mir im Leben mehr genützt als la religion. — In diesem Augenblick fällt mir ein, daß ich dem Bösewicht in Bologna noch 5 Taler schuldig bin. — Und wahrhaftig, ich mache mich anheißig, dem Bösewicht noch 5 Taler extra schuldig zu sein, wenn ich nur das unglückliche Wort: „la religion“ in diesem Lebez nimmer mehr zu hören brauche.

Parbleu, Madame! ich habe es im Französischen weit gebracht! Ich verstehe nicht nur Patois, sondern sogar adeliges Bonnenfranzösisch. Noch unlängst, in einer noblen Gesellschaft, verstand ich sofort die Hälfte von dem Diskurs zweier deutscher Komtesen, wovon jede über vierundsechzig „Sahr“ und eben soviel Ahnen zählte. Ja, im Cafe Royal zu Berlin hörte ich einmal den Monsieur Michel Martens französisch parlieren, und verstand jedes Wort, obgleich kein Verstand darin war. Man muß den Geist der Sprache kennen, und diesen lernt man am besten durch Trommeln. Parbleu! wie viel verdanke ich nicht dem französischen Tambour, der solange bei uns im Quartier lag, und wie ein Teufel aussah, und doch von Herzen engelsgut war, und so ganz vorzüglich trommelte.

Es war eine kleine, bewegliche Figur mit einem fürchterlichen, schwarzen Schnurrbarte, worunter sich die roten Lippen trotzig hervorhäumten, während die feurigen Augen hin- und herschossen.

Ich kleiner Junge hing an ihm wie eine Klette, und half ihm seine Knöpfe spiegelblank putzen und seine Weste mit Kreide weihen, denn Monsieur le Grand wollte gern gefallen — und ich folgte ihm auch auf die Wache, nach dem Appell, nach der Parade — da war nichts als Waffenglanz und Lustigkeit — les jours de fete sont passes! Monsieur le Grand wußte nur wenig gebrochenes Deutsch, nur die Hauptsache — Brot, Kuß, Ehre — doch konnte er sich auf der Tommel sehr gut verständlich machen, z. B. wenn ich nicht wußte, was das Wort „liberte“ bedeute, so trommelte er den Marseiller Marsch — und ich verstand ihn. Wußte ich nicht die Bedeutung des Wortes „egalite“, so trommelte er den Marsch „la via, ca via, les aristocrates a la lanterne!“ — und ich verstand ihn. Wußte ich nicht, was „betise“ sei, so trommelte er den Dessauer Marsch, den wir Deutschen, wie auch Goethe berichtet, in der Champagne getrommelt — und ich verstand ihn. Er wollte mir mal das Wort: „l'Allemagne“ erklären, und er trommelte jene allzu einfache Urmelodie, die man oft an Markttagen bei tanzenden Hunden hört, nämlich Dum — dum — dum — ich ärgerte mich, aber ich verstand ihn doch.

Mit Seufzern wird keine Weltgeschichte gemacht. Es haben allemal Orkane gebräut, wenn die Lust zu schwall genorden war.

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Becker); sämtlich in Bremen.

Arbeiterpolitik

2. Jahrg.

Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.

Nr. 25

Erscheint wöchentlich einmal.
Redaktion u. Expedition:
:: Numunderstraße Nr. 23. ::

Bremen, den 23. Juni 1917

Einzelnummer 15 Pfg. Durch
die Post bez.: monatlich 60 Pfg.,
vierteljährlich 1.80 M. o. Bestellgeld

Inhalt:

Die Verteidigung	Seite 187
Parteispaltung und Klassenkampf	189
Parous, der Versöhner	191
Aus unserm politischen Tagebuch	192
Feuilleton:	
Edda. Eine Geschichte von Bambino	193
Zuruf. Von Hendell	194

Die Verteidigung.

In allen Reden der auf dem Boden der Landesverteidigung stehenden Parteien, von der gewichtigen Stimme des Reichskanzlers bis zu der Scheidemanns, in allen Kriegsschriften kehrt die Wendung wieder: Deutschland führt einen Verteidigungskrieg gegen eine Uebermacht von Feinden; es führt diesen Krieg um seine nationale Existenz. Wir wollen diese Frage hier nicht weiter untersuchen. Wir wollen nur den Gedankengang einer Schrift wiedergeben, die genau vor Jahresfrist erschien und den Charakter des deutschen Verteidigungskrieges so gründlich enthüllt, daß wir kaum ein Wort der Erläuterung hinzuzufügen brauchen. Der Verfasser ist eine militärische Autorität. Und er ist durch seine früheren Schriften hinlänglich als ein in die Geheimnisse der deutschen Strategie sowohl als auch der deutschen Politik Eingeweihter bekannt. Es ist der Oberstleutnant H. Frobenius, der vielgenannte Verfasser der vielgenannten Schrift: Des deutschen Reiches Schicksalsstunde, einer Schrift, von der er nachträglich selbst sagen kann, daß der Krieg ihre Prophezeiungen Wort für Wort erfüllt habe.

Jene Schrift behandelt bereits eingehend die Rolle Belgiens in einem zukünftigen Kriege und sie weist England als den Hauptfeind Deutschlands nach. Von dem Standpunkt aus, daß der bedeutsamste Gegensatz der modernen imperialistischen Epoche der deutsch-englische ist, hat Frobenius vor Jahresfrist eine andere Kriegsschrift erscheinen lassen, in der er sich mit den Kriegs- und Friedenszielen auseinandersetzt.* Die Schrift ist in diesem Augenblicke weder besonders aktuell, da der Reichskanzler in seiner letzten großen Rede es abermals ausdrücklich ablehnte, die deutschen Kriegsziele bekannt zu geben. An sich liegt darin nichts Ueberraschendes; denn das allgemeine Kriegsziel Deutschlands ist bekannt genug. Es ergibt sich aus dem deutsch-englischen Gegen-

* „Kriegsziele und Friedensziele“. Von H. Frobenius, Oberstleutnant a. D. Verlag von Karl Curtius in Berlin W., 63 Seiten Preis 1 Mark.

satz von selbst und wird von Frobenius in die klipp und klaren Worte gekleidet: Niederringung Englands. Es ist vom Standpunkt des deutschen Imperialismus ebenso selbstverständlich, wie das englische Kriegsziel: Niederringung Deutschlands, vom Standpunkt des englischen Imperialismus. Was aber die deutschen Friedensziele betrifft, so weiß jeder, daß sie in ihren allgemeinen Zügen ebenfalls nicht zu verbergen sind.

Welche Friedensziele aber im einzelnen zu erstreben sind, hängt in der Tat ganz davon ab, wie weit das Kriegsziel erreicht werden kann. Erst die durch den Krieg gegebene objektive Basis der Machtverhältnisse giebt der Diplomatie die Möglichkeit, die Friedensziele im einzelnen bekannt zu geben. Das ist eine ebenso alte wie allgemeine Weisheit und sie ist Herrn Bethmann-Hollweg ebensowenig verborgen, wie Herrn Philipp Scheidemann. Nur, daß Herr Bethmann-Hollweg offen bekennt, daß er nicht imstande ist, Unmögliches zu leisten, während Herr Philipp Scheidemann und seine ganze sozialpatriotische Sippschaft von ihm etwas verlangt, wovon die Herren ganz genau wissen, daß er ihr Verlangen nicht erfüllen kann. Von dem Reichskanzler die Bekanntgabe der Friedensziele fordern, heißt im Grunde nichts anderes, als die sofortige Beendigung des Krieges fordern. Und da jeder ernsthaftige Politiker nicht nur fordern darf, sondern für das Geforderte mit allen ihm zu Gebote stehenden Machtmitteln auch kämpfen muß, so ist weder das Geschrei der Scheidemänner wie das selbe Geschrei der Unabhängigen nach Bekanntgabe der Friedensziele irgendwie ernst zu nehmen. Das weiß die Regierung auch sehr wohl, und Herr Bethmann-Hollweg kann die an ihn gestellte Forderung jedesmal mit umso schönerer Handbewegung abtun, als er der uneingeschränkten Zustimmung der bürgerlichen Parteien, mit Ausnahme vielleicht der Konservativen, die in ihm immer noch nicht den „starken Mann“ anerkennen können, von vornherein gewiß sein kann.

Im übrigen wissen sie alle, daß die große Politik nicht im Reichstage, sondern in anderen Kreisen gemacht wird, deren Kontrolle sich gänzlich der Öffentlichkeit entzieht. Wenn daher Sozialpatrioten und Zentrumsleute unentwegt die Bekanntgabe der Friedensziele fordern, so verbirgt sich hinter dieser Forderung letzten Endes nichts als die Drückebergerei vor dem Klassenkampf. Sie benutzen diese Forderung als Kampfform gegen die Regierung, obwohl sie wissen, daß sie nichts unternehmen werden und auch nichts unternehmen können, um die Regierung zur Bekanntgabe der Friedens-

ziele zu zwingen. Für die Massen aber, die sich mit dem Sozialpatriotismus und dem Parteizentrum zufriedengeben, ist diese Forderung ein hinlänglicher Protest gegen die Regierung und die Protestler können sich in die billigsten Kostüme der Opposition hüllen, die nur irgend aufzutreiben sind, wobei immerhin von einiger Bedeutung ist, daß die Kostüme der Sozialpatrioten und Zentrumsleute auch in dieser Komödie aus demselben Stoff und nach demselben Schnitt genäht sind.

Man braucht nur irgend ein imperialistisches Kriegsbuch in die Hand zu nehmen, um auf den ersten Blick zu erkennen, was es mit den deutschen Kriegs- und Friedenszielen auf sich hat. Halten wir uns an die erwähnte Schrift des Oberstleutnants Frobenius. Das Ziel der Verbandsmächte ist „die Zertrümmerung des deutschen Reiches, die Vernichtung seiner Industrie, die Unterbindung seines Handels, völliges Aushungern und Niederwerfen des Deutschtums bis zum Verzicht auf jeden weiteren Wettbewerb auf geistigem und materiellem Gebiet“, sagt Frobenius. Und daraus folgert er, worin „unser Friedensziel nur zu suchen ist: Den Kampf, den wir fast mit der ganzen Welt um unsere Existenz zu kämpfen haben, nicht eher zu beenden, als bis wir eine Machtstellung gewonnen haben, die uns volle Bewegungsfreiheit für die weitere Entwicklung unserer Lebensbedingungen gewährleistet. Das begreift aber Machtzuwachs in sich, da die Rücksicht auf unsere bisherige Macht uns gegen den listigen Ueberfall nicht geschützt hat, das umfaßt den Verschluß der Einfallsstore unserer Gegner, am sichersten durch Besitzergreifung, das verlangt Gebietserweiterung für unsere anwachsende Bevölkerung, verlangt völlige Freiheit der Meere und eine innere Organisation im engsten Anschluß an unsere Freunde.“ (S. 9.)

Nun hat noch keiner der Imperialisten ein näheres Wort darüber gesagt, wie er sich die „völlige Zertrümmerung des deutschen Reiches“ denkt. Wohl aber sind sie alle der festen Ueberzeugung, daß dieses Ziel der Entente niemals erreicht werden kann. Ja, Frobenius weist sogar nach, daß die Vernichtung Deutschlands die Interessen der Ententemächte selbst aufs äußerste gefährden müßte. „Endlich nimmt Deutschland in der Welt der Industrie, der Technik und Wissenschaft eine so hervorragende Stellung ein, daß es überhaupt nicht entbehrlich ist, und daß selbst England den Handel mit ihm auf längere Zeit nicht entbehren kann, geschweige denn seine Verbündeten, von denen namentlich Rußland auf den Handel mit Deutschland geradezu angewiesen ist.“ (S. 63.) Und er prophezeit schon jetzt den Zusammenbruch der Entente: „Sollten aber die englischen Machthaber wirklich sich in dem Wahn befinden, daß dies unnatürliche, allen ihren Interessen ins Gesicht schlagende und nur durch künstliche Aufreizung gekittete Bündnis der Verbandsmächte nach Abschluß dieses Krieges weiterbestehen und die bedingungslose Gefolgschaft Frankreichs, Rußlands und Italiens dem Inselreiche erhalten bliebe? Ein Narr, wer daran glaubt.“ (S. 63.)

Gewiß ein Narr, aber ein tausendmal größerer Narr, wer da glaubt, die englischen Staatsmänner vor der Welt in den Verdacht solcher Narrheiten bringen zu können. Man braucht gewiß noch kein England-

freund zu sein, wenn man die historische Tatsache ausspricht, daß unter den Weltreichen der Weltgeschichte das englische die mächtigsten und für die historische Entwicklung ruhmreichsten Traditionen hat. Jedenfalls hatte der Blick der englischen Staatsmänner längst Weltdimensionen gewonnen, als in Deutschland noch ein hartnäckiger Kampf um die Bemalung der verschiedenen Duzend vaterländischer Grenzpfähle geführt wurde. Aber die Prophezeiung des Oberstleutnants Frobenius ist noch in einer andern Hinsicht bemerkenswert: Wenn nämlich das Ententebündnis so brüchig ist, so ist das gewiß nicht erst das Resultat dieses Krieges. Und es ist lange weltbekannt, daß der russisch-englische Gegensatz vor dem Kriege so akut wurde, daß er den deutsch-englischen Gegensatz zeitweilig sogar zu überflügeln schien. Was also besagt die Prophezeiung des Oberstleutnants Frobenius? Entweder nämlich besteht die Prophezeiung und ihre geschichtliche Grundlage zu Recht: dann ist nicht einzusehen, weshalb das russisch-englische Bündnis auf dem Wege friedlicher Entwicklung nicht so sehr gelockert worden wäre, daß ein Ententekrieg gegen die Mittelmächte niemals hätte zustandekommen können. Oder aber der Ententekrieg war doch unvermeidlich, dann wäre nicht einzusehen, weshalb das englisch-russische Bündnis gerade nach dem Kriege in die Brüche gehen sollte.

Aber folgen wir der neuesten Schrift des Oberstleutnants weiter. Sie weist lang und breit nach, daß bis zum Mai 1916 sämtliche Kriegsziele der Ententemächte schmählichst in die Brüche gegangen sind. Weber haben die Russen sich in Ostpreußen festsetzen und die Ostseeprovinzen an sich reißen können, noch stehen die Franzosen am Rhein, noch sind die Engländer im Besitz der deutschen Flußmündungen an der Nordsee. Von den Zielen der Entente in Oesterreich-Ungarn, auf dem Balkan und in der Türkei ganz zu schweigen. Außer der Marne Schlacht und den Kämpfen bei Neuve Chapelle nichts, als eine ununterbrochene Kette von Niederlagen und Mißerfolgen für die Entente, eine ebenso ununterbrochene Kette von Siegen und Erfolgen seitens der Mittelmächte. So sehr stehen die deutschen Erfolge schon jetzt gefestigt da, daß nicht einmal ein Durchbruch der Engländer und Franzosen im Westen sie ernstlich in Frage stellen können. Am trübsteigsten steht es um die Aussichten Frankreichs, das am stärksten und nachhaltigsten unter dem Kriege zu leiden haben wird. Frankreich ist am Ende seiner militärischen Kraft.

Wie die militärischen, so sind auch die wirtschaftlichen Ziele der Entente nicht erreicht worden: der Aushungerungskrieg Englands hat sein Fiasko erlebt. „In Wirklichkeit ist mancher andere Staat dem Verhungern jetzt eher ausgesetzt als Deutschland.“ „Angewiesen mit allen Lebensinteressen auf die Zufuhr über See, wird Großbritannien unterliegen, wenn es gelingt, diese in einem so hohen Grade zu erschweren, daß dem Inselreiche dasselbe droht, womit es uns hat vernichten wollen: der Mangel an Kartoffeln und an Lebensmitteln: der Hunger . . .“ „Für Deutschland ist es eine — Nein! die Lebensfrage, England zu besiegen, und deshalb gilt es, jedes Mittel anzuwenden, das auch diesem Gegner an den Lebensnerv gehen kann.“ (S. 61.) Zu Wasser und zu Lande, strategisch und wirtschaftlich: überall das-

selbe Resultat: die Niederlage der Entente. Und darum formuliert Frobenius den Charakter der deutschen Kriegführung so: „Unsere Gegner sind, wo sie auch noch kämpfen, auf eine, in fruchtlosen, allmählich ermattenden Gegenstößen verblutende Verteidigung beschränkt, während die deutschen Truppen ebenso wie ihre Verbündeten sich auch im vielmonatigen Stellungskrieg allerorten die Stoßkraft bewahrt haben und gewissermaßen in ihr angriffsweises Verfahren, das sie weit in Feindesland hineintrag, nur zeitweise Pausen eingelegt haben, die sie jederzeit beenden können, wenn und wo es die Armeeführung für angebracht erachtet, wieder zur Offensive zu greifen. Das ist die augenblickliche Lage: dort eine erschöpfende Verteidigung, die darauf sinnt, unseren etwaigen Angriffen zu begegnen, hier ein frischer Offensivgeist.“ (S. 58.)

Und noch deutlicher zeigt Frobenius den Charakter des Krieges: „wenn der Reichskanzler einmal gesagt hat, je länger der Krieg daure, je härter würden unsere Friedensbedingungen sein, so hat er damit ausgesprochen, daß unser Friedensziel durchaus nicht ein im voraus bestimmt begrenztes, sondern je nach den Verhältnissen, d. h. je nach dem Umfange der erreichten Kriegsziele weiter auszugestaltendes sei. Was wir für die Sicherung gegen wiederholte heimtückische Angriffe benötigen: für die Landesverteidigung geeignete Grenzen und Verschluß der den Gegnern dienenden Einfallsstore, das können wir auf verschiedene Weise erreichen, d. h. die Grenzen des einzuverleibenden feindlichen Gebietes können enger und weiter gezogen werden, und die Form der Abhängigkeit dieser Gebiete kann eine sehr verschiedene sein. Das wird und muß sich danach richten, was wir im Augenblick des Friedensschlusses tatsächlich mit den Waffen genommen haben, sodas wir unsere Forderungen, also unser Friedensziel, vielleicht nach einem halben Jahr viel höher bemessen können, als zur Zeit.“ (S. 58-59.)

So erklärt es sich, daß der Reichskanzler es immer wieder ablehnt und ablehnen muß, über die Friedensbedingungen zu sprechen; so erklärt sich auch, daß die imperialistische Presse gerade jetzt, wo die englisch-französische Offensive im Westen ihren Höhepunkt überschritten zu haben scheint, wo die Isonzoschlacht für die Italiener aufs neue aussichtslos zu sein scheint, wo die Russen zu einer umfassenden Offensive nicht mehr fähig zu sein scheinen, mit allem Nachdruck vor einem „vorzeitigen Frieden“ warnt.

Kürzlich sandte der Vaterländische Verein in Braunschweig ein Huldigungstelegramm an den Kaiser, in welchem von den zu erwartenden Gebietserweiterungen die Rede war. Es liefen darauf von den höchsten Stellen der deutschen Heeresleitung Antworttelegramme ein, die besagten, daß die Hoffnungen des deutschen Volkes nicht getäuscht werden würden.

Es besteht ein klassender Widerspruch zwischen dem Schrei der Sozialpatrioten nach Frieden und ihrer ständigen Unterstützung des deutschen Verteidigungskrieges, wie ein klassender Widerspruch besteht zwischen der Friedenspropaganda der Unabhängigen und dem Defensivcharakter ihrer Taktik. Beide helfen dem deutschen Imperialismus, daß „wir unser Friedensziel nach einem halben Jahr vielleicht viel höher bemessen können als zur Zeit“.

Parteispaltung und Klassenkampf:

Die Kampforganisation der klassenbewußten Arbeiterschaft, vom Frieden her mühsam bis jetzt durchgeführt, hat sich gespalten. Bis zum Kriege gründete sich das Tun der Partei auf den Gedanken des Klassenkampfes. Der Krieg jedoch stellte sie vor die Frage, welche Taktik sie aus dieser Grundlage ableiten, wie sie diese Gedanken rein fortzusetzen habe. Nun, die Machthaber der Parteiorganisationen haben diese Grundlage völlig außer Kurs gesetzt. Sie haben erklärt, der Grundsatz des Klassenkampfes gelte nur für den Frieden, aber nicht jetzt. Im Krieg sei die Arbeiterschaft ein Teil des Volkes, ihre Interessen seien dieselben wie die der anderen Schichten. Sie habe mit aller Kraft das Vaterland zu verteidigen. Der Krieg aber, die gewaltigste, gesellschaftliche Bewegung, hat auch die Grundlage der Gesellschaft, die Klassen-spaltung, objektiv gerade gesteigert. Objektiv zwang das auflebende Klassenbewußtsein die Massen, sich der Kriegspolitik entgegenzustellen und damit auch die Gegner des Klassenkampfes zu bekämpfen, mit der sie in derselben Organisation lebten, ja, denen sie die Leitung übertragen hatten. Die Massen waren genötigt, die überreich aufgebaute Organisation den Gegnern ihrer Klassenpolitik preiszugeben und sich selbständig zu organisieren. Damit hat Deutschland wieder eine Arbeiterorganisation des Klassenkampfes. Ist dieser Vorgang nun damit abgeschlossen, daß die von den Nationaldemokraten zertrümmerte Kampforganisation neu auflebt? Nein, gleichzeitig hat sich die sozialistische Theorie bereichert, sie hat nun auch den Krieg in seinen Zusammenhängen in ihren Bereich gezogen, sie hat die Fragen der Landesverteidigung, der Internationalität, des Selbstbestimmungsrechtes der Völker, des Imperialismus geklärt. Erschöpft sich nun aber der Vorgang darin, daß Theorie und Organisation der kämpfenden Arbeiterschaft mit der jüngsten Phrase der gesellschaftlichen Entwicklung Schritt gehalten haben? Keineswegs, in diesem Vorgang als einer Revolte der Masse gegen ihre politischen Führer keimt außerdem ein Fortschritt der Kampfposition.

Um dies zu erfassen, müssen wir weit zurückgreifen. Was bezweckt der Klassenkampf, wohin zielt der gesellschaftliche Fortschritt? Unzweifelhaft darin, die Herrschaft der kapitalbesitzenden Klassen zu stürzen und damit eine Gesellschaft ohne Ausbeutung, ohne Herrscher und Beherrschte, eine klassenlose Gesellschaft aufzurichten. So verkünden es die revolutionären Maulhelden. Nun wendet man ein: Was bürgt dafür, daß die Revolution dieses Ideals verwirklichen wird? Nichts weiter als der gute Wille der Revolutionäre? Werden nicht die revolutionären Führer ihre Macht dazu mißbrauchen, um eine neue Gewaltherrschaft einzuführen, schlimmer denn die alte? Und ist es nicht klar, auch eine sozialistische Gesellschaft braucht Leiter, Aufseher der Produktion; wird diese Kaste von Zentralbeamten die schaffenden Massen nicht noch ärger unterdrücken als die Schar der warenproduzierenden Kapitalisten? Auch die Ideologen der großen französischen Revolution gingen von den edelsten Ansichten aus, den Menschen aus der feudalen Gebundenheit, aus aller Unfreiheit schlechthin für immer zu befreien.

Wenige Jahrzehnte später hat Fourier den scharfen Interessenzwiespalt der revolutionären Faktoren, die Ausbeutungsgelüste der Bourgeoisie, die Verelendung der Massen aufgedeckt, die Phrasen von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit im bürgerlichen Staate mit ägendem Hohn zerpfückt. Daß ein proletarisches Regime an der Institution der Klassenherrschaft etwas ändern sollte, widerspricht aller geschichtlichen Erfahrung. Um diesen Gedanken zu erfassen, müssen wir erst wissen: Worauf gründet denn eine emporsteigende Klasse ihre Herrschaft? Etwa auf den bloßen Besitz, auf die Gewalt der Waffen? Keineswegs. Denn es ist nicht einzusehen, warum wir eine Herrschaft der Kapitalbesitzer nach und nebeneinander erleben. Nein, jede Klasse herrscht nur vermöge ihrer gesellschaftlichen Leistung. In einer Werkstatt finden sich Tausende zusammen, um ein bestimmtes Gut herzustellen, ihre Arbeit ist keineswegs auf öde Gleichmacherei aufgebaut. Die einen drücken die Maschinenhebel, die andern heizen die Kessel, aber an der Herstellung beteiligen sich auch die Rechner im Kontor, der Packer und der Pförtner. Und schließlich verlangt der Arbeitsprozeß außerdem einen Leiter, einen Verwalter, einen „Führer“.

Wir sehen nun, daß unter allen diesen verschiedenen Teilnehmern einer, nämlich der Führer, höher entscheidend wird als die Massen. Warum gelangt gerade der Industriekapitän dazu? Warum nicht statt seiner der Pförtner oder der Packer? Sind ihre Leistungen nicht genau so unentbehrlich? Gewiß, aber der Haken liegt eben da: Ihre Leistungen sind auswechselbar, aber nicht die des Führers. Einen Pförtner, einen Kontoristen, der von den arbeitenden Massen höheres Entgelt beansprucht, werden diese ohne weiteres durch irgend einen Beliebigen aus ihrer Mitte ersetzen können. Aber die Leistung des Führers, nämlich die Arbeitenden vereinigen, ihre Zusammenarbeit zu regeln, die Produkte abzugeben, verlangt ein ausgebildetes Wissen, das den Massen fehlt. Dieses Monopol hat bis jetzt noch jede Führerschicht benutzt, um den Rahm der gesellschaftlichen Arbeit abzuschöpfen.

Nur dann vergeht die Machtstellung des Führers, wenn den Massen die geistigen Fähigkeiten erwachsen, durch einen ihresgleichen die Leistung des Führers zu vollbringen, wenn die Stellung des Führers gleichfalls auswechselbar oder entbehrlich wird. Wenn der Führer die Gesellschaft nur „leitet“ und nicht „beherrscht“. Freilich wird der Führer nicht freiwillig abdanken, er wird mit den Machtmitteln, die seiner Herrschaft im Arbeitsprozeß entspringen und mit Waffengewalt seine Herrschaft zu verteidigen suchen; aber in solchen blutigen Kämpfen unterlag bisher immer noch jede Führerschicht, deren gesellschaftliche Rolle dank der geistigen Reife der Massen ausgehöhlt war.

Siegreich hat die Menschheit bis jetzt eine Führerleitung nach der anderen ihrer Herrschaft entkleidet. Sie kennt kein Monopol der Heerführer mehr, schon deshalb nicht, weil seit siebenhundert Jahren kein Einfall wider Norden droht, sie kennt kein Monopol der Priester mehr, denn jeder vermag sich durch Wissenschaft selbständig in den Erscheinungen der Natur und der Gesellschaft zurechtzufinden. Und auch heute sind die Massen zu der Leistung der wirtschaftlich Herrschenden geistig heran-

gereift: Bezahlte Kräfte, Angehörige der Massen, versehen immer höhere Aufseherposten, weil diese Leistungen erlernbar sind, während der nominelle Leiter ein kupon-schneidendes Schmarozerdasein fristet. Außerdem haben die Massen in der Konsumvereinsbewegung einen kleinen Ausschnitt der Produktion selbständig verwalten können. Auch zur Verwaltung des Staates fühlen sich die Massen reif. Das demokratische Programm fordert allgemeines und gleiches Wahlrecht, Wahl der Beamten durch das Volk. Es fordert als Sicherung gegen das Parlament einmal das Referendum, die Möglichkeit, Parlamentsbeschlüsse durch Volksabstimmungen zu entscheiden, sodann die Initiative, die Möglichkeit für eine Minderheit in den Massen, Gesetze vorzuschlagen, es fordert kurzum jene Einrichtungen, deren Summe man als Demokratie bezeichnet.

Diese Stufen der Befreiung erklimmend, hatten die Massen schließlich noch auf einem besonderen Gebiet ihre Reife zu beweisen, nämlich in ihren Kampforganisationen. Auch der Klassenkampf benötigte, wie ein wirtschaftlicher Betrieb eine Organisation, und diese benötigte ebenso Leiter und Verwalter. Hier lag der Keim zu einem neuen Joch für die Arbeiterschaft, nachdem sie das alte wenigstens geistig überwunden hatte. In den Anfängen des Klassenkampfes lag dessen Gebiet verhältnismäßig einfach vor Augen: die Führerschaft verlangte keine wesentlich technische Schulung. Je mehr sich aber das Kampffeld erweiterte, desto schwerer war es zu übersehen, desto kunstvoller gliederte sich die Kampforganisation, das Führertum wurde zum Gewerbe, daß seinen Mann nährte, zu dem sich nur Auserwählte eigneten.

Die Führer besorgten das Durchdenken der so verwickelt gewordenen Kampfbedingungen, sie besorgten das Durchdenken auch der Grundsätze: die Massen zahlten die Beiträge und befolgten diszipliniert die Weisungen der Autoritäten. Wenn jemand unter den Massen den Weisungen widersprach, nun — so verstand er eben nichts von der Sache, er war ja kein erfahrener Funktionär. Und die Masse selbst glaubte an ihre Abhängigkeit von ihren Sekretären, genau so, wie sie im Mittelalter ihren Priestern gehorchte. So entwickelten sich innerhalb der Kampfgemeinschaft gegen Klassenherrschaft die Bedingungen für eine neue Herrschergruppe. Und zu dieser Herrschergruppe bildeten sich tatsächlich die Führer um: sie leiteten nicht mehr die Organisationen, sie beherrschten sie. Die Arbeiterbureaucraten bezeichnen sich als „die Partei“, genau wie die Offiziere „die Armee“, die Industriekapitäne „die Industrie“ sind; aber hier wie dort schlummerte unter der ideologischen Decke die Institution der Herrschaft, die Unterdrückung.

Man lese unter diesem Gesichtspunkte noch einmal, was über Fürstentum oben gesagt wurde. Die materielle Ausbeutung, Zustände, daß ein Redakteur bis zu 6000 Mark jährlich bezog, war noch nicht das Bedenklichste, selbst noch nicht die Bevormundung, die intellektuelle Ausbeutung. Nein, es kam dazu, daß schließlich die Politik der Organisatoren den Kampf selbst desorganisierte. Es scheint paradox, daß der Kampf der Massen, gegen jede Klassenherrschaft in den Leitern dieses Kampfes selbst eine neue Herrschaftsschicht schuf. Diesen Widerspruch lösten die Bureaucraten dahin, daß die proletarische Bewegung eingestellt wurde, auf ihre eigenen

Interessen und nicht auf die der Massen. Sie versuchten die Interessen der Partei, weil nur auf dem Boden einer machtvollen Arbeiterschaft ihr Weizen blühen konnte. Sie stemmten sich aber jeder Aktion entgegen, die diesen Boden, die ausgebauten Organisationen mit ihren wohlgefüllten Kassen, verwüsten konnte.

Da zerfiel jene Interessenharmonie. Andererseits verflachte die Kluft zwischen dieser herrschenden Schicht und den herrschenden Klassen, gegen die sie zum Kampfe ausgeschickt war. Ein helllichtiger bürgerlicher Politiker, Professor Hans Delbrück, behauptete nach der Wahl von 1912, der Klassenkampf laufe darauf hinaus, daß eine neue Minderheit von Politikern und Beamten sich aus dem Volk erhebt und an der Spitze der Massen vordringt gegen die heutigen herrschenden Klassen und schließlich mit diesen die Herrschaft mehr oder minder teilt, daß also die Entwicklung nicht mit der Massenherrschaft ende, sondern mit der Herrschaft einer erweiterten Minderheit über die Masse.

Da aber die objektiven wirtschaftlichen Verhältnisse den Massen einen verschärften Kampf aufzwingen, so gerieten ihre Interessen in Gegensatz zu den wirtschaftlichen Interessen der Bureaucraten. Schon vor dem Kriege empfanden die Massen sich mehrfach durch die Dämpfungs-politik der Führer genasführt. Jetzt vollends sehen sie sich gezwungen, jenen Widerspruch zu lösen, nämlich so, daß der Klassenkampf zu beginnen hat gegen die wirtschaftlichen Interessen der Arbeiterbureaucraten. Es zeigte sich weiter, daß entscheidende Erfolge nur die Aktion der Massen erzielen kann, daß darum die Massen es sich nicht ersparen können, die Grundsätze des Kampfes selber durchzudenken, daß dieses Wissen Allgemeingut werden muß, wenn die Massen auch zu dieser Führerleistung geistig reif werden sollen.

Daher genügt es nicht, daß die revolutionäre Bewegung nur ihre Theorie erweitert, nur den Namen der Organisation und — der Führer erneuert. Gewiß, Organisationen sind notwendig und auch Leiter, dazu diese Institutionen mit demokratischem Geist zu durchtränken, das ist jetzt geboten. Die Massen dürfen sich nicht mit der bloßen Versicherung von dem „demokratischen Geist“ begnügen, dieser Geist ist vielmehr in klaren Bestimmungen festzulegen. Es muß verhindert werden, daß ein Vorstand je wieder sich der Rechenschaft vor der Mitgliederversammlung entzieht oder eine Versammlung majorisiert, daß ein Vorstand der Mitgliedschaft Akten, Gelder oder gar die Presse raubt. Bisher hat man auf die Pflichttreue der Funktionäre vertraut und darum solche Bestimmungen unterlassen; jetzt heißt es mit dem demokratischen Mißtrauen Ernst machen, es heißt sich gegen die Führer zu sichern, als ob es Klassengegner seien oder werden könnten. Es sind die Bestimmungen zu beseitigen, daß Abgeordnete und Beamte lediglich kraft ihres Amtes bei Beschlüssen mitwirken, Bestimmungen, die im bürgerlichen Staat als höchst reaktionär bekämpft werden mußten. Es ist nötig, daß die Bewegung Referendum und Initiative zunächst einmal in ihrer eigenen Organisation verwirklicht. Nicht als ob neue Paragraphen ein zauberhaftes Bollwerk gegen Führerwillkür bildeten, wir haben ja gesehen, wie diese Führer mit den schönsten Paragraphen umspringen, nein, die Demokratie muß in den Massen selbst, in ihrer steten Wachsamkeit verankert

liegen. Und in solchen Paragraphen freilich drückt sich der Wille der Massen zur Demokratie aus.

Es hängt viel davon ab, wie die Massen mit dieser Frage fertig werden; im Führertum ihrer Kampforganisationen haben sie augenscheinlich die letzte Form der Führerschaft überhaupt zu bekämpfen. Vermag die Bewegung nicht die Herrschaft ihrer Führer abzuschaffen, so erweist sie sich erst recht als unfähig, die Wirtschaft selbstständig zu organisieren. Vermag sie aber die Herrschaft der Führer zu überwinden, so hat sie die letzte Probe bestanden, so erwächst ihr die Kraft jede Klassenherrschaft zum erstenmal in der geschriebenen Geschichte abzuschaffen.

Parvus, der Versöhner.

Die Bilanz des Krieges. —

Die Sozialpatrioten und die russische Revolution.

Parvus, der in dieser paradoxen Zeit den Gipfel der Paradoxie erklimmen, hat sich in einem Schriftchen an die Bilanz des Krieges versucht.* Er hatte wohl seine Gründe, dabei sehr zaghaft vorzugehen. Von einem Manne, der ein Forschungsinstitut mit großen Mitteln ausstatten konnte, hätte man mehr erwarten können. So hat er für die durch den Krieg verursachten Verschleudungen innerhalb der Gesellschaft, die uns gerade jetzt interessant und wertvoll erscheinen, keine Tatsache und kein Wort. Das Wenige was er an Tatsachen anführt, ist nicht neu. Immerhin sind diese Tatsachen so beredt, daß sie wiederholt werden sollten — wo es nur angängig ist.

Für England betragen die unmittelbaren Kriegskosten mindestens 100 Milliarden, für Deutschland 80 Milliarden Mark. Um die Bedeutung der Zahlen begreiflich zu machen, führt Parvus an, daß England mit 3 Milliarden Mark seine ganze Handelsflotte von 12 Millionen Tonnen erneuern, daß Deutschland mit 12 Milliarden Mark die ganze Landwirtschaft der South Atlantic ankaufen konnte, die das Vierfache des deutschen Baumwollbedarfs decken und außerdem noch Masse von Getreide und Vieh liefern könnte. Für den Restbetrag der Anleihen wäre außerdem die ganze Kupfer- und die Petroleumindustrie Nordamerikas feil gewesen. Frankreich kostet der Krieg an Opfern auf dem Schlachtfelde, also Männern im besten Alter schon mehr als die gesamte Bevölkerung Elsaß-Lothringens, Männer, Frauen, Greise, Kinder zusammen.

Wozu stellt Parvus diese Tatsachen fest? Damit will er nachweisen, daß der Krieg überhaupt eine prisenhafte falsche Spekulation gewesen ist, daß für jedes Land die Opfer schon jetzt größer seien, als die Erfüllung der kühnsten Hoffnungen je hätten bieten können. Parvus will die seltsame Grundstimmung für die gegenseitige Absolution in Stockholm schaffen.

Ob Parvus mit dieser Fastenpredigt Erfolg haben wird, ist freilich noch recht zweifelhaft. Gerade die ungeheuerlichen Opfer, die der Krieg gekostet hat, zwingen die Regierungen zu den letzten Anstrengungen. Denn sie alle kämpfen jetzt für ihre Machtposition und Existenz im Lande selbst.

* Parvus, Die soziale Bilanz des Krieges. Berlin, Verlag für Sozialwissenschaft G. m. b. H. 25 Bfg.

Parvus schreibt über die russische Revolution:

„Alle Hochachtung vor den Heldenkämpfen der russischen Revolutionäre, aber bei dem Sturz des Zarismus haben auch wir mitgewirkt — die Sozialdemokratie der Zentralmächte. Wir zogen damit in den Krieg und wir haben unser Ziel erreicht. Ohne die russische Niederlagen gäbe es jetzt keinen Sieg der russischen Revolution. Wir haben es getan und sicher nicht diejenigen, die, als die Arbeiter Deutschlands und Oesterreich-Ungarns sich im Kampfe gegen die zarische Heeresgewalt verbluteten, ihnen mit Sperrfeuer und Gasbomben in den Rücken fielen und die Frauen und Kinder Deutschlands mit kalter Grausamkeit dem Hungertode weiheten, um die Tatkraft der Männer zu lähmen.“

Parvus hat schon während des ganzen Krieges die Armeen Hindenburgs als Revolutionsheere gepriesen und dem Triumphtat Ebert-Südekum-David Palmen gestreut. Er beruft sich darauf, daß er sein Lebenlang den Krieg gegen den Zarismus gepredigt und beruft sich auf Marx. Aber Marx predigte diesen Krieg dem revolutionären Deutschland, damit es dem reaktionären Vorstoß Rußlands zuvorkomme. Selbst Bebel ist von seinem jugendlichen Kampfesfeuer gegen Rußland zurückgekommen, als er die Gewalt der revolutionären Strömung in Rußland sah und erkannte. Parvus beruft sich weiter auf die historische Erfahrung, daß kriegerische Niederlagen revolutionäre Folgen haben: Jena für Preußen, Sedan für Frankreich, Sewastopol und Port Arthur für Rußland. Aber waren darum die Engländer und Franzosen im Krimkrieg, waren die Japaner 1904 darum Revolutionäre? Daß es Bismarck 1870 nicht war, wissen wir ja positiv, denn er lieferte der französischen Reaktion die Truppen, die die Kommune niederwarfen.

Aber Parvus trumpft da auf, als positiver, praktischer Politiker, der den historischen Fortschritt auch aus den Händen der Reaktion nimmt. Er macht sich prächtig in der Pose Machiavellis! Aber wie liegen hier die Tatsachen? Rußland und sein Proletariat waren schon vor dem Kriege reif für die Revolution, die schon ihr Löwenpranke zum Schlage erhob. Der Krieg hat sie nur um zwei Jahre hinausgeschoben. Es fällt uns nicht ein zu verkennen, daß die russischen Niederlagen das ihre dazu beitragen, die Revolution tiefer schürfen zu lassen. Dann aber trug der Krieg noch ganz andere Möglichkeiten als die russische Revolution im Schoße. Das Versagen der Sozialdemokratie in allen Ländern hat die Internationale zerschmettert, die berufen war, ein wichtiger Faktor für die Umwälzung zu sein. Es hat das Proletariat aller Länder erfüllt mit nationalistischen und imperialistischen Gedankengängen, hat es durch einen kläglichen Fatalismus moralisch geschwächt, hat es innerlich zerrüttet und es zu einer Zeit, welche die höchste Aktionsfähigkeit von ihnen verlangte, in Latenlosigkeit entnerot.

Weit entfernt, ein nüchterner, großzügiger Politiker zu sein, ist Parvus bestenfalls ein revolutionärer Partikularist. Und er hat ebenso Unrecht wie sein kongenialer Englandrevolutionär Lench, wenn er in Ebert u. Komp. moderne Septemberrichter sieht. Nur in seinem eigenen Kopfe verwandeln sich die Pickelhauben in phrygische Revolutionsmützen. Seiner Verführerrolle wird es nicht zuzustatten kommen, wenn er Scheidemann an die Seite von Lenin zu rücken versucht, denn die Ententesozialisten werden mit Recht giftig werden, wenn sich die Anhänger Scheidemanns mit unverdienten „Verdiensten“ schmücken, die ihnen das Kriegsglück in seiner Laune an den Kopf warf.

Aus unserm politischen Tagebuch.

14. Juni.

Folgendes Telegramm ging unlängst durch die Presse: Braunschweig, 27. Mai. Vom Kaiser und vom Generalfeldmarschall v. Hindenburg sind auf die Begrüßungsdepeschen, die von den vaterländischen Vereinen Braunschweigs im Anschluß an den Vortrag des Landgerichtsdirektors Lohmann-Hamburg über „deutscher Sieg — deutscher Frieden“ abgefaßt wurden und in denen der Wunsch nach Macht- und Landzuwachs im Osten, Westen und Uebersee, sowie nach einer Kriegsentzündung betont wurde, heute eine Dankdepesche Hindenburgs eingelaufen, in der es heißt: „Ich bin gewiß, daß die großen Opfer unseres Volkes und die Heldentaten der deutschen Kriegsmacht ihren Lohn finden werden.“ Diese Antwort Hindenburgs hat bei den Vaterländischen nicht nur Braunschweigs gewiß große Befriedigung hervorgerufen.

15. Juni.

In dem Mitteilungsblatt der Unabhängigen für Groß-Berlin ist folgendes zu lesen: „Können die proletarischen Massen Vertrauen zu Männern haben, die Anfang August 1914 in den Staub traten, was sie noch Ende Juli 1914 hochhielten?“

Eine gewiß berechtigte Frage, und wenn in den Arbeitermassen noch ein Fünkchen proletarischen Geistes steckt, so müssen sie die Verräter am Sozialismus ob ihres jahrelangen schändlichen Verrats zu allen Teufeln jagen. Wir erlauben uns aber noch einige andere Fragen: Können die proletarischen Massen Vertrauen haben zu Männern wie Haase, die entgegen ihrer Ueberzeugung jene Erklärung zweimal vor aller Welt verlesen, die in den Staub trat, was die Sozialdemokratie noch Ende Juli hochhielt? Können sie Vertrauen haben zu Männern wie Ledebour und Hoffmann, die die wenigen konsequenten Vertreter des Sozialismus in der schmachvoll-niedrigsten Weise denunzierten? Können sie Vertrauen haben zu Männern wie Dittmann, die die Politik der Sozialpatrioten Monate hindurch in allen Zungen lobpriesen? Können sie Vertrauen haben zu Männern wie Henke, die mit Rücksicht auf Weib und Kind ihre elementarsten Pflichten als sozialistische Abgeordnete verrieten? Können sie Vertrauen haben zu der ganzen Sippschaft der Ahtzeln, die lange Kriegsmomente hindurch die Politik des Verrats am Sozialismus unterstützten? Können sie Vertrauen haben zu Männern, die keine Männer sind? Können sie Vertrauen haben zu den Unabhängigen, die in Gotha Berge revolutionärer Politik versprachen und diese Politik, noch ehe der Hahn zweimal gekräht, bereits dreimal verlegneten?

Die „Unabhängigen“ sollten sich hüten, vom Vertrauen der Massen zu reden. Daß sie es dennoch können, beweist allerdings, wie es um die Massen in Deutschland heute, nach bald drei furchtbaren Kriegsjahren, noch bestellt ist.

Der Leipziger Volkszeitung zur Antwort.

Die russische Korrespondenz „Pravda“ schreibt in ihrer neuesten Ausgabe vom 17. Juni: Die Leipziger Volkszeitung, das führende Organ der Unabhängigen Sozialdemokratie Deutschlands druckt in Auszügen die Resolution der Reichskonferenz der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands (Bolschewiki) ab, und erklärt, sie sei vollkommen einverstanden mit der Charakteristik der deutschen und französischen Mehrheit, die in dieser Resolution gegeben ist. Sie gibt aber den Bolschewiks zu bedenken, daß sich die dem Sozialismus treu geliebten Parteien vielleicht nicht anders treffen können, als indem sie zur Branting-Konferenz reifen.

Wir wissen nicht, ob das bedeuten soll, daß sich die Unabhängige Sozialdemokratie an der gemeinsamen Konferenz mit den Scheidemanns, Renaudels nicht beteiligen will, und nur deswegen nach Stockholm reist, um mit den Minderheiten Fühling zu nehmen: sollte das der Fall sein, so müssen wir sagen, daß der Preis der Zusammenkunft der Internationalisten, den die U. S. D. zu bezahlen gedenkt, zu groß wäre.

Sie hätte zwei Monate lang die Arbeit der Massen mit der Hoffnung genährt, daß die Sozialpatrioten gewillt und instande sind, um den Frieden zu kämpfen, um dann diese Illusionen erst bekämpfen zu müssen. Es würde sich noch einmal gezeigt haben, wie gefährlich es ist, in großen Sachen schlaue Leute zu wolle.

Der Krieg ist die Freiheit gewisser Barbaren, Darum ist es kein Wunder, daß sie ihn lieben.

Bebel.

Feuilleton

Edda.

Eine Geschichte von Bambio.

So erzählte mir Haischko, der alte Zigeuner.

Edda entsprang der Liebe des feurigen Primas, der in den weichen Nächten der knospenden Frühlingszeit den Stolz der Tochter Wildas brach. Die Schönheit der Mutter und die Kraft des Vaters trafen sich in ihr und sie wurde die Perle des Stammes.

Unruhig und unsicher war die Zeit, die jauchzenden Geigen lagen im Rasten und düsterer Gram furchte die Stirnen der Männer. Die Jünglinge vergaßen die wilden Hengste der Pußta zu zähmen und standen mit gebeugtem Rücken im Dienste der wechselfelnden Tage.

Eintönig und düster rauschte die Melodie der Jahre über das Land. Eddas Glieder rundeten sich, ihre Augen wurden tief und bargen viele Rätsel. Einsam ging sie durch die weite Ebene, auf ihren Lippen wohnten die wehmütigen Lieder der Sehnsucht.

Wenn das weiße Licht des Mondes durch das schlummernde Lager streifte und die weiche Nachtlust kosend um die weichen Glieder buhlte, sehnte sie sich nach der befruchtenden Umarmung des Mannes.

Die jungen Männer warben um sie, aber ihr Blut sträubte sich wild gegen den Samen der Knechte.

Der alte Häuptling bat Edda, einem die Hand zu reichen, um die Kämpfe zu beenden.

Edda ging in ihre Hütte und brachte die Geige des Vaters. „Spielt auf ihr!“ rief sie und ihre Augen ruhten triumphierend auf den durchfurchten Gesichtern. „Und ich will dem gehören, der sie am meisten versteht.“

Sie versuchte alle, die klingende Freude aus den Saiten zu locken, aber matt und hoffnungslos versanken die Töne im Dunst der großen Kochkessel.

Edda lachte laut auf und riß das Instrument des Vaters aus den schwachen Händen. Dann nahm sie den Bogen und spielte. — Wild durcheinanderwirbelnd rangen sich die Akkorde los und schienen in rasender Eile um den glühenden Feuerball am Horizont zu kreisen. Eine weiße Wolke legte sich über die Flammenbüche, die über die Ebene brausten und die Melodie malte rauschende Meere vor den Augen der entsetzten Männer. Dann wurde sie weich und mild, die Luft war voll würzigen Duftes, schlaff und müde lösten sich die Glieder im Schlaf.

Der Traum nahm sie bei der Hand und führte sie durch prächtige Palmenwälder, die voll heiterer Lust und Freude waren. Plötzlich sprangen rote Flammen aus der Erde, die Palmen versanken und weißer Gischt sprühte über gezackte Felsen, die im weiten Ozean verstreut lagen.

Hart und dumpf rollten die Töne, wilder Kampftruf schien die Luft zu füllen und die Sehnen der Schlafenden spannten sich. Jauchzend brach der Siegesjubel durch das Loben. Aus der letzten Saite lockte der Bogen leises Wehzen und Klagen.

Eddas Arme wurden schlaffer, der triumphierende Glanz ihrer Augen ertrank in den Tränen, die über die Wangen liefen und die matte Melodie schleppete die Sorgen und Klagen der letzten Jahre vorbei.

Immer langsamer glitt der Bogen über die Saiten und als die Männer die Augen wieder aufschlugen, ließ Edda kraftlos die Arme sinken.

„Weiter kann ich nicht,“ sagte sie müde. Doch sie raffte sich

wieder auf. „Aber ich werde den suchen, der die Melodie weiter weiß, ihm werde ich gehören.“

Die Geige in der Hand drehte sie sich um und ging hinaus zum Lager. Die Blicke der Männer folgten der stolz einherstehenden Gestalt, bis sie sich in der unermeßlichen Weite der Pußta verlor.

Lange war Edda unterwegs und ihre wunden Füße zwangen sie, für kurze Zeit Rast zu machen.

An einem munter springenden Bächlein fand sie eine kleine Hütte. Sie ging hinein und bald hatte süßer Schlaf ihre müden Glieder auf die brüchige Holzbank gefesselt. Edda träumte:

Sie war wieder in dem großen Lager ihres Stammes und spielte mit den jungen Mädchen. Es war Sommerabend und die Alten, die nicht mehr sorgenvoll unwirch, sondern freudig und glücklich dem Spiel zusahen nickten ihr aufmunternd zu, wenn sie in ausgelassener Lustigkeit die Schwestern mitriß. Auf einmal hörte sie die jubelnden Töne einer Geige. Und merkwürdig, es war die Melodie, die sie schon lange suchte, das jauchzende überströmende Glückseligkeitsgefühl, das aus des Vaters Geige quoll. Nun kam ein Trupp junger Leute um die Ecke. In ihrer Mitte hatten sie den Geigenspieler, einen kräftigen Burschen mit flatternden Haaren und kühnem Blick. Lachende Siegeszuversicht sprach aus seinen Mienen, wie er vor sie trat. Die Geige hielt er in der linken Hand, die rechte streckte er ihr entgegen. Edda schlug ein. Er legte die Geige sanft zu Boden, schlang seine Arme um sie und drückte einen heißen Kuß auf ihre Lippen. —

Edda schlug die Augen auf und blickte in ein lachendes Gesicht, das sich über sie neigte. Erschreckt richtete sie sich auf und schaute den Eindringling an. Er hatte manche Ähnlichkeit mit dem Geigenspieler, den sie im Traum gesehen, war aber bedeutend jünger. Der treuerzige Blick seiner Augen drängte die Scheltworte, die sie schon auf der Zunge hatte, zurück.

„Kannst du Geige spielen?“ fragte sie ihn bekümmert.

„Ja,“ antwortete er freudig. „Hast du eine da?“

Edda gab ihm das Vermächtnis des Vaters. Er probierte zuerst und strich dann über die Saiten. Nach einigen leisen sehnsuchtsvollen Phantasien begann er ein kräftiges Lied zu spielen.

Edda hatte den Kopf auf die Arme gestützt und lauschte. Plötzlich fuhr sie auf und starrte mit weit aufgerissenen Augen den Spieler an. Der war zu einer neuen Melodie übergegangen, brach aber nach einigen Bogenstrichen mit einem Nistzen ab.

„Weiter, spiel weiter!“ Sie war aufgesprungen und streckte bittend die Arme aus.

„Ich kann nicht,“ gab er bestürzt zurück.

Edda ließ die Arme wieder sinken und starrte ihn fassungslos an.

„Wenn du das Lied zu Ende spielst,“ stieß sie hervor, „dann, dann sollst du mich ganz besitzen. Spiel!“ schrie sie, als er Geige und Bogen weglegen wollte.

„Ich muß das Lied erst lernen,“ sagte er ängstlich. „Ich will später wiederkommen, vielleicht kann ich es dann.“

Er ging zur Türe und Edda, die das Gesicht in den Händen vergraben hatte, hörte wie sein Schritt sich langsam im Rauschen des Waldes verlor. —

Die Dämmerung schlang ihre Schleier durch die zitternden Lichtwellen des Tages, geheimnisvoll wisperten die niederen Föhren, als Edda sich wieder auf den Weg machte. Die Geige sorgsam an das klopfende Herz gedrückt, tastete sie sich langsam vorwärts. Der Flügelschlag der umherirrenden Fledermäuse ängstigte sie, das Liebesgeflüster der brünstigen Tiere füllte ihre Adern mit ahnungsvoller Unruhe. Eintönig murrend rollten die Wellen zu ihrer Seite und wiesen ihr den Weg ins Freie.

Als sie in die weite Ebene trat, jagten düstere Wolken über den Himmel, die Schimmer der versunkenen Sonne streiften blutrot am Horizont.

Fit und sicher schritt sie vorwärts, der Wind spielte mit den offenen Haaren und ließ die Saiten der Geige leise klingen. Edda fühlte sich wieder stark und mutvoll. Unbewußt glitten ihre Finger über das Instrument und als der letzte Lichtfunke im grauen Wolkenmeer ertrank, sprangen ihre jauchzenden Akkorde in die verlassene Puszta.

Sie war so versunken in ihr Spiel, daß sie den einsamen Reiter nicht hörte, der im langsamen Trapp hinter ihr herritt. Kopf und Reiter schienen miteinander verwachsen, die schwarzen Linien hoben sich kaum merkbar vom Dunkel der Nacht. Ein ruhiger Glanz lag über den bleichen Gesichtszügen, stolz und herrlich blickten die Augen auf die Voranschreitende, während die blutleeren Lippen überlegen lächelten.

„Dein Lied ist falsch,“ sagte er plötzlich mit harter Stimme. Edda drehte sich erschreckt um.

„Wer bist du?“ fragte sie ihn erstaunt.

„Ich bin der, den du suchst!“ Er sprang vom Kopf. „Gib mir die Geige.“

Eddas Hände zitterten und ihre Augen waren angstvoll geöffnet, als sie ihm das Instrument reichte.

„Der Vater hat mir das Lied gelernt,“ sagte sie dann wie entschuldigend.

„Hat er dir auch den Schluß gesagt?“ fragte er spöttisch. Edda verneinte.

„Ich werde ihn spielen!“

Ein düsteres Feuer glomm bei den letzten Worten in den Augen des Fremden auf. Seine Züge strafften sich, die blaße Haut ließ die vorspringenden Backenknochen durchscheinen. Dann spielte er.

Edda wurde es weh ums Herz bei den klagenden Tönen. Graue hoffnungslose Bilder zogen an ihr vorüber, der Boden schien zu wanken, die weite Puszta ward zum trügerischen Sumpf, in dem sie langsam versank. Ein helles Band schlang sich um den Horizont, absehbar Scharen wanderten durch den lichten Streifen und nickten ihr traurig zu. Und wilder wurde die Melodie. In heißer Todesangst rang sie mit den klebrigen Massen, die ihre Füße gefesselt hielten und immer verlangender ihre Hüften umfaßten. Verzweifelt suchte sie einen Halt. Dann sank ihr Haupt hintenüber und wie aus weiter Ferne kamen weiche, süße Töne und flatterten um ihre schwindenden Sinne.

Die Sonne stand hoch im Mittag, als Edda erwachte. Müd und mit zerschlagenen Gliedern lag sie im hohen Steppengras. Sie erhob sich und suchte die Geige. Dort lag sie mit zersprungenen Saiten. Eddas Hände fuhren liebevoll über das mißhandelte Instrument. Die Erlebnisse der Nacht traten mit martrender Gewißheit vor ihre Gedanken, auf ihre Lippen drängte sich eine bange Frage.

„Ich muß ihn suchen, er muß mir helfen,“ murmelte sie.

Die Schritte rückwärts wendend, ging sie wieder dem nahen Walde zu.

Dampf brütend lag die Sonne auf der farblosen Landschaft, die Luft war mit Müdigkeit gesättigt. Kein frischer Luftzug kühlte die heiße Stirne, schwerfällig und unsicher tasteten sich die Füße durch das Gewir der Staubbedeckten Grases.

Befreit atmete Edda auf, als sie den schattigen Wald erreicht hatte.

Der Bach sang immer noch sein monotones Lied, durch das Murmeln drangen leise Lockrufe.

Halb unbewußt nestelte sie an den Kleidern, Stück für Stück fiel von ihr ab und mit frohem Lachen tauchte sie in das plätschernde Wasser. Die Wellen tanzten über den wohlgerundeten Busen, neigten die starken Hüften und rannen in seliger Eile über die schöngeformten Beine des frischen Mädchenkörpers. In heißem Drange breitete Edda ihre Arme aus.

Durch die Räume rauschte der weiche Atem der Sehnsucht und von den höchsten Zweigen schauten neugierige Vogelaugen auf das liebliche Bild.

Ein kühler Wind begann sich zu regen, den blauen Himmel überzogen düstere Wolken. Edda erhob sich und schüttelte die glänzenden Perlen von sich ab. Sie sprang ans Ufer und wollte rasch in die Kleider schlüpfen, um dem drohenden Gewitter zu entgehen. Aber der Platz, an dem sie sich ausgekleidet hatte, war leer.

Angstvoll drängte ihr Blut zum Herzen, dessen rasches Pochen die Brust zu zersprengen schien, während die hastigen Blicke durch das dicke Gesträuch irrten.

Ein leises Lachen traf ihr Ohr. Erschreckt drehte sie sich um und stand dem schwarzen Reiter gegenüber, der eben hinter einem Baumstamm hervorgetreten war. Seine glühenden Augen glitten über die nackte Gestalt, die knochigen Finger zitterten.

„Du bist schön,“ sagte er mit dumpfer Stimme.

Edda wollte davon springen, aber ihre Füße waren an den moosigen Boden gefesselt.

„Was willst du von mir,“ stieß sie hervor, während ihre Augen sich mit Tränen füllten. „Gib mir meine Kleider.“

Seine Augen setzten ruhig die Musterung fort.

„Du weißt doch, welcher Lohn dem Vollender des Liedes gebührt,“ gab er zurück.

Edda hob abwehrend die Hände. „Es war nicht der richtige Schluß! Nein!“ schrie sie wild auf, als er auf sie zutrat.

Seine Finger eilten schmeichelnd über den heftig wogenden Busen des Mädchens. Ein eiskalter Schauer schüttelte bei der Berührung ihren Körper. Dann schlang er die Arme um sie. Edda wehrte sich mit ihrer ganzen Kraft. Aber er war stärker. — Ihr Blut sprang über den bemoosten Boden, die Erde schwankte und der letzte Blick ihrer entsetzt geöffneten Augen sah die grünen Wipfel der Bäume in den roten Wellen ihres versprühten Lebensaftes versinken.

Zuruf. (Henckell.)

D geh mit mir und lausch auch du
Dem Klang der neuen Welt.
Du hauchst mir Licht und Wärme zu,
Wenn Reif und Rauchfrost fällt.

Ich bin der Lieb' und Freundschaft müd,
Die nicht mit stiller Kraft,
Am Herde drauf mein Feuer glüht,
Am Herd der Wahrheit schafft.

Ich wünsche, daß du zu mir senkst
Verständnisvoll dein Haupt,
Und daß du die Gedanken denkst,
Die nie der Tag bestaubt:

Von Freiheit, die ein neu Gebild
Des Lebens rings gebiert,
Die schön wie du und gabenmild
Der Erde Garten ziert.

Faß den Sturmhut, wirf den Hammer,
Reite durch der Erde Weiten!
Auf aus deinem einzigen Hammer,
Denke der gewaltigen Zelten!

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Becker); sämtlich in Bremen.

Arbeiterpolitik

2. Jahrg.

Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.

Nr. 26

Erscheint wöchentlich einmal.
Redaktion u. Expedition:
:: Numunderstraße Nr. 23. ::

Bremen, den 30. Juni 1917

Einzel-Nummer 15 Pfg. Durch
die Post bez.: monatlich 60 Pfg.,
vierteljährlich 1.80 M. o. Bestellsgeb

Inhalt:

Der Friede ohne Annektionen auf Grund des Selbstbestimmungsrechts der Nationen.	
Von I. Kamjenuw	Seite 195
„Die Anarchie in Rußland“	196
Was ist Staatssozialismus?	197
Aus unserm politischen Tagebuch.	200
Feuilleton:	
Ums Menschentum. Von Walter von Molo	200

Der Friede ohne Annektionen auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes der Nationen.

Von I. Kamjenuw, Redakteur der Prawda, Petrograd.

Alle sprechen heute von einem „Frieden ohne Annektionen“. Miljukow findet, ein solcher Frieden sei ein Unfönn. Die Häupter der imperialistischen Regierungen Frankreichs, Englands, Ribot und Lord Cecil, sind bereit die Friedensformel wohlwollend zu deuten. Die „Iswiestia“, das Organ des Arbeiterdelegiertenrates feiern aus diesem Grunde den Sieg der Demokratie. „Nielo Naroda“, das Organ der Sozialisten-Revolutionäre versichert, der Sinn der Worte ohne Annektionen sei klar und vollständig durchsichtig und „Nowaja Schyzi“, das Organ Gorkis ist, so scheint es, zu der Ueberzeugung gekommen, daß diese Formel ohne nachfolgende entsprechende Taten nur ein leeres Wort ist. Es ist klar, es ist nicht alles geheimer mit dieser Formel. Wir sind vollkommen für die Formulierung: Friede ohne Annektionen und Entschädigungen auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes der Nationen. Aber wir sind ganz überzeugt, daß diese Formel, in wie weit sie das offizielle Programm der provisorischen Regierung darstellt, sich unbedingt in einen, wie sich mit Recht Miljukow ausdrückt, Unfönn verwandelt, denn aus der Waffe des revolutionären Kampfes gegen den Imperialismus wird es zur Waffe der diplomatischen Schachzüge des Imperialismus. Ohne Annektionen heißt ohne Eroberung fremder Länder. Es wäre aber ein Unfönn anzunehmen, der revolutionäre Sozialismus hätte sich die Beendigung des Krieges durch ein einfaches „zurück zu den alten staatlichen Grenzen vor dem Kriege“ als Ziel gestellt. Das ist unmöglich.

Erstens wäre das eine Bejahung aller alten Räubereien, aller alten Annektionen, aller nationalen Bedrückung, die vor dem Kriege stattfanden. Zweitens hat kein Sozialist, Internationalist, so wenig wie wir den Frieden ohne Annektionen in dem Sinne verstanden, daß so ein Friede das Recht Englands auf Irland, Indiens, Ägyptens, Rußlands auf Finnland, Polen, Turkestan, Ukraina usw.

anerkennt. Alle diese annektierten Gebiete, alle diese gewaltsamen Eroberungen sind in unseren Augen nicht um ein Deut heiliger geworden dadurch, daß sie schon vor langer, oder längerer Zeit verübt worden sind. Wenn die Herren Diplomaten vom Frieden ohne Annektionen faszeln, ohne zu geruhen über die angeführten Fragen etwas nachzudenken, so heucheln sie, um die Völkler durch leere Versprechungen abzuspiseln. Es ist nicht die Aufgabe des revolutionären Proletariats die alten Annektionen zu heiligen, oder die Eroberung und die Beherrschung der Kolonien und fremder Länder durch die Großmächte zu rechtfertigen, es ist nicht seine Aufgabe die politische Karte der Welt auf Grund einer gerechten Teilung zu schneiden, was nur eine Neueinteilung der zusammengefaßten Beute wäre. Es kann keine Rede von einem dauerhaften demokratischen Frieden sein, wenn der Krieg mit einer einfachen Rückkehr zu den alten Grenzen, oder einer Verbesserung der Grenzen zu Gunsten irgend einer der erobersüchtigen Mächte endet. Ein dauerhafter demokratischer Friede ist nur möglich als Resultat der ehrlichen Verwirklichung der Losung ohne Annektionen, d. h. als Resultat der wirklichen Aufhebung jeder Beherrschung einer Nation durch eine andere, durch ihre Ersetzung durch ein Bund der Völkler.

Aber ein freiwilliger Bund heißt das Recht jeder Nation selbst die Frage seiner Staatsangehörigkeit zu bestimmen. Solange die Nationen dieses Recht nicht besitzen, solange ist die Losung Friede ohne Annektionen ein leeres Wort, ein heuchlerischer Kniff oder Deckmantel für unsinnige Hoffnungen, zu den alten, zu den vor dem Kriege bestehenden Grenzen zurückzukehren.

Selbstverständlich kann man aus der Losung ohne Annektionen einen neuen Mantel für die alte imperialistische Politik machen wollen. Und Ribot und Asquith haben bewiesen, daß die tapferen Führer des Imperialismus vor dieser Aufgabe nicht zurückschrecken. Einzig Miljukow hat den Mut der neuen Losung sich zu widersetzen. Heil ihm dafür! Denn er hat recht. Der Friede ohne Annektionen ist Unfönn und ein Unöding, wenn man diese Formel ihres naturgemessen revolutionären Inhalts beraubt.

Will das revolutionäre russische Proletariat nicht, daß die Losung ohne Annektionen als ein neuer Betrug des Volkes, als neuer diplomatischer Klimbim mißbraucht wird, so muß es jetzt schon vor allen den Herren Tereszenko, Ribot, Asquith usw. erklären, Friede ohne Annektionen heißt: das Recht aller bedrückten Nationen selbst zu bestimmen zu welcher Staatsgruppe sie gehören